

Text zur Veranstaltung

»ermordet – befreit«

Gedenkveranstaltung zur Befreiung Salzburgs am 4. Mai 1945

»Eines jeden sein einziges Leben«

Gudrun Seidenauer

Zur Arbeit einer Schriftstellerin gehört es, hin und wieder Portraits zu schreiben, fiktive und weniger fiktive, die schöne Aufgabe, mit Worten ein Bild zu zeichnen, das einen ganz bestimmten Menschen lebendig werden lässt und ihm in der einen oder anderen Weise auch gerecht werden möchte. Noch nie aber sollte ich über jemanden schreiben, über den ich so wenig wusste und über den es so wenig zu wissen gibt wie über Michael Chartschenko. Auch diese Tatsache, das Nicht-Wissen-Können, ist eine mittelbare Folge der begangenen Untat: die Auslöschung der Identität des Einzelnen, das Zu-Nummern, wie Ernst Jandl es genannt hat, das Entwurzeln, das Verschleppen und Unkenntlich- und Ununterscheidbarmachen der Opfer durch Hunger und Misshandlung, sind Teilaspekte der monströsen Mordmaschinerie der Faschisten. Das Auslöschen ist mit dem Mord noch nicht abgeschlossen und findet seine Vollendung im Vergessen des Opfers, der Tat und der Täter.

»Eines jeden sein einziges Leben« lautet der Titel eines Gedichtbandes des großen Lyrikers und DDR-Dissidenten Reiner Kunze. Er kam mir in den Sinn, weil er auf den Punkt bringt, was eben auch ein besonderes Merkmal unseres Lebens ist: Soweit wir wissen können, ist es unser einziges. Einen treffenderen und gleichzeitig ganz schlichten Hinweis auf dessen Einmaligkeit im wörtlichen und im übertragenen Sinn kann es wohl nicht geben.

Und ganz egal, wie viele tausende Male es schon gesagt wurde und wie oft es noch gesagt werden wird müssen: Nichts ist und bleibt unfassbarer und nichts

schreit mehr zum Himmel, als dass wir imstande sind, einem von uns, willentlich und mit Vorsatz dieses einzige Leben zu nehmen oder dabei gleichgültig zuzusehen, wie andere es tun.

Geboren im Jahr des Beginns des Ersten Weltkriegs, gestorben am Ende des Zweiten, zwei Orte, der erste ein unbekanntes Dorf in der Ukraine in der Nähe der zweitgrößten Stadt des Landes, Charkiw, der zweite meine Heimatstadt Salzburg. Eine Nummer. Und ein Name, immerhin: *Michael Chartschenko*. Nicht grade viel, um einem Toten, einem Ermordeten die Ehre zu geben, indem man Wesentliches von ihm erzählt, wie es üblich ist bei Begräbnissen, Verabschiedungen und an Erinnerungstagen wie diesem:

Wer einer war in seinem Leben, was er vermochte, was er erreichte, sich ersehnte. Welche Spuren er hinterlässt bei denen, die ihm nahestanden. Was er liebte. Keine vergilbte Fotografie. Keine schief auf den Kopf gesetzte Mütze eines jungen Mannes in einer Gruppe lachender Gleichaltriger, wo man sagen könnte: Schau, der ist es, der mit den aufgekrempelte Ärmeln, der mit der Zigarette im Mundwinkel, der, der da so lässig auf eine Schaufel gestützt dasteht, oder der, der zweite von links, der lachend den Arm um dieses hübsche Mädchen legt, oder der ernsthafte junge Kerl im Anzug, das ist seine Hochzeit, sein Schulabschluss, und da schau, sein neues Fahrrad! Kein glattes junges Mittzwanzigergesicht aus den Vorkriegsjahren mit Halstuch und kein Blick: schüchtern, verwegen, selbstbewusst, ernst. So oder so oder so? Unverwechselbar für den, der genau genug hinsieht im festen und berechtigten Vertrauen, dass dies ja ein jeder ist, der je ein Mensch war: unverwechselbar und unwiederbringlich.

War Michael Chartschenko vielleicht blond und blauäugig wie viele Ukrainer, war er, in jüngeren Jahren und noch nicht Misshandlung und Haft unterworfen, vielleicht auch kräftig und muskulös? War er äußerlich also möglicherweise ge-

nau mit den Wunschattributen der selbst ernannten Herrenmenschen ausgestattet, die seine Mörder werden sollten?

Wo Lücken sind, so will es der menschliche Geist, macht sich die Fantasie an die Arbeit, ohne zu fragen, ob sie das soll oder darf. Ab wann verschwindet der derart Beschriebene in der Beschreibung, wird womöglich noch einmal begraben von Worten, die nichts als vermuten können?

Geboren am 20. Februar 1914, 31-jährig, KZ-Häftling aus Dachau, Überlebender eines sogenannten Himmelfahrtskommandos, bei denen Zwangsarbeiter, Kriegsgefangene und Lagerinsassen zum Schuttaufräumen, Bombensuchen und Entschärfen von Zeitzündern missbraucht wurden. Perfid, wie alles, was die Nazis ihren Opfern antaten. Nicht wenige kamen dabei ums Leben.

Vielleicht starb er, bevor auch nur eine der Hoffnungen, die er für sein Leben gehegt haben mag, sich erfüllt haben. Wir wissen nicht und werden nie wissen, welche es waren. Er starb, als es eigentlich schon vorbei war, am Tag der Befreiung Salzburgs durch Truppen der 3. US-Infanterie-Division am 4. Mai 1945.

Aber in den Köpfen und Herzen seiner Mörder, deren Namen man nicht kennt, war es nicht vorbei. Die schockierende Zahl der sogenannten Endphaseverbrechen, die zwischen Jänner und Mai 1945 an Häftlingen, ZwangsarbeiterInnen und Widerständigen verübt worden waren, zeigt nicht zuletzt die mörderische Aggression gegen die drohende Erkenntnis, dass das Tausendjährige Reich mit seinem wahnhaften Verbrechertum endlich enden würde, eine Aggression, die sich, wie all die Jahre zuvor, noch einmal in aller Entsetzlichkeit gegen Menschen richtete.

Was aber bleibt nun aus der Fülle des Vermutbaren?

Im Dunkeln bleiben daher auch die Morde an den »Ausländern« Halina Staschko, Michael Chartschenko und Alexander Schastin, der offensichtlich am östli-

chen Stadtrand auf der Flucht durch Genickschuss ermordet wurde, so der Historiker und Germanist Gert Kerschbaumer.

Was ist aus den Mördern geworden? Wie viel Lebenszeit war ihnen noch vergönnt?

Ich vermute, allerspätstens um die Jahreswende 44/45 gesellte sich auch bei Micheal Chartschenko Hoffnung zur täglichen und allgegenwärtigen Todesangst. Hoffnung, aus all dem Unsagbaren hier doch noch lebend heraus zu kommen. Nachhause zu finden, einen Neuanfang machen zu können. Auch wenn die Jahre von Krieg und Gefangenschaft vielfach zählen, mit 31 ist man noch jung. Die Häftlinge wussten, dass die Tage der Nazis gezählt waren. Vermutlich wird auch Michael Chartschenko gehofft haben, mit jedem Tag vielleicht ein bisschen mehr und trotz allem, was er gesehen und erlitten haben mag. Er hat es nicht geschafft, hat seine Lieben und seine Heimat nicht mehr wiedergesehen.

Gudrun Seidenauer, Autorin und AHS-Lehrerin, geboren 1965 in Salzburg, schreibt u.a. Romane seit 2005 (»Der Kunstmann« über die zwei Leben eines Germanisten vor und nach dem NS, 2009 »Aufgetrennte Tage«, 2012 »Hausroman«, Residenz Verlag.)